



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

№. 159.

Dienstag, 12. Juli

1927.

(Schluß.)

Eine Nacht im Russischen Klub.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Elisabeth Dill.

Mit zitternden Händen zündete er die große Schreibtischlampe an. Das Zimmer wurde hell. Er durchsuchte die Vitrine.

„Wo ist die Dose hingekommen, Marga? Was siehst du dich so um?“ fuhr er sie an. „Oder ist noch jemand hier, der sich versteckt, wie? ... Wo ist sie?“ fuhr er sie ungeduldig an.

„Dort auf deinem Schreibtisch“, sagte sie tonlos.

„Wo denn? Ich sehe sie nicht“, sagte er.

Sie lauschte. Klang drüben ein Fensterklirren? ...

Ihr Blick blieb an jener verschlossenen Tür hängen, hinter der sich der andere verbarg. hinter der sich dann nichts mehr regte. War er fort? Wenn er doch fort wäre! dachte sie. Plötzlich wurde ihr Blick, der suchend über den Schreibtisch irrte, starr. Wo war die Dose? Dort hatte sie doch vorhin noch gestanden. ... Bräka hatte sie, das wußte sie genau, dorthingestellt. ... achtlos, wie etwas Wertloses. ... Und nun sah sie sie nicht mehr.

„Fedor!“

„Was ist?“

„Die Dose!“ stieß sie hervor. Ihre Hände tasteten die Platte ab, schoben die Papiere fort, sie suchte unter dem Tisch, im Papierkorb. ...

„Was hast du? Ist sie nicht mehr da?“

„Ich sehe sie nicht mehr, sie ist verschwunden.“

„Die Dose ist fort?“ ... Du sagtest doch, er habe sie hier gelassen. ...

Sie brachte kein Wort heraus.

„Wo ist denn die unechte Dose?“ fragte er. „Hat sie der Kerl etwa doch mitgenommen? Wann ging er fort? ... um wieviel Uhr?“

„Laß mich überlegen. ... Wieviel Uhr? Ich weiß es nicht mehr. ... vor einer Stunde vielleicht.“

Die Angst würgte sie. Wie sollte sie sich ausreden, wie ihm begreiflich machen. ... was er nie verstehen würde. In welches Netz hatte sie sich verstrickt.

In diesem Augenblick öffnete sich, durch den starken Winddruck, mit einem Ruck, weit und lautlos jene Türe zum dunklen Salon, als ob sie eine unsichtbare Hand aufgestoßen habe. Man hörte ein Fensterklirren, ein Laden flog auf mit einem Knall.

Fedor war mit einem Satz an der Türschwelle. ... „Wer da?“ rief er in das dunkle Zimmer.

„Halt, Fedor. ... nicht schießen!“

Er hob die Kerze hoch, aber ein Windstoß, der aus einem offenen Fenster drang, löschte das Licht. Er sah in der Dunkelheit Möbel, die im Wege standen, zusammengeschobene Sessel, ein Büfett, einen silbernen Tafelaufsatz, eine Staffelei. ... Am offenen Fenster stand ein Mann, groß, dunkel, die Hand am aufgestoßenen Laden, im Begriff, hinauszuspringen. ...

„Halt, wer da? Oder ich schieße!“

Der Hahn knakte, in demselben Augenblick tat der Mann einen Sprung, Fedor fühlte sich an der Gurgel gepackt und niedergerissen. ... Im Stürzen fiel ein Sessel um, ein minutenlanges, atemraubendes, wilder Kampf um die Waffe begann. ...

Eine Faust würgte Fedor die Kehle zu, er brachte

keinen Laut mehr heraus. ... glaubte zu ersticken. ... er hörte, wie das Telephon klingelte, hörte Margas Stimme: „Hilfe! Ein Überfall!“

Er warf sich in die Höhe, mit einem kräftigen Stoß befreite er seine rechte Hand und schloß. ... Ein Schuß und noch einer krachte. ...

Der andere ließ los, aber ehe sich Fedor aufrichten konnte, wurde er von einem Faustschlag zu Boden gestreckt und er schlug hin wie betäubt. Ein Fenster klirrte, ein Laden wurde zurückgestoßen, ein Sprung ins Dunkel. ... Ein Gleiten, Stürzen. ...

Marga, die herbeigestürzt kam, die flackernde Kerze in der Hand, sah einen Mann, der sich über den Zaun schwang und im Baldesdunkel verschwand.

Auf dem Boden unter dem Fensterbrett lag die Mappe, die Papiere waren herausgefallen, der Wind trieb sie über den Teppich. ... Sie setzte die flackernde Kerze auf den Boden, kniete neben Fedor nieder und half ihm, sich aufrichten. ...

„Fühlst du Schmerzen?“

Er griff sich nach der Stirn. ... öffnete langsam die Augen, schaute sich um, wollte aufspringen, aber fiel wieder zurück. ... Was war das mit seinem Kopf? Der war so schwer. Das Zimmer drehte sich vor seinem Blick. Er wußte nicht, weshalb er dalag, weshalb Marga neben ihm kniete und ihm das Gesicht mit Wasser abwusch. ... Er war wie betäubt. ...

Seine Hand blutete, seine Krawatte war aufgerissen, der Kragen zerfetzt, er tastete mechanisch darüber hin. ...

„Fedor, sprich doch“, flehte Marga. „Ist dir etwas geschehen?“

Dann kam ihm die Besinnung wieder, und er drehte sich um. ... Das offene Fenster war leer. ... der Mann war verschwunden. ...

Wer war es? Bräka? Ein anderer? Wer wußte es und wer würde es je erfahren? Er war fort, entkommen, irgendein Auto würde ihn aufnehmen, zur Bahn fahren, seine Wunde würde er zu verbergen wissen, bis er über die Grenze war. ... und wenn die Polizei endlich ankam, was konnte man ihr sagen?

Er wandte sich ab. ... Sein Blick irrte über die flackernden Papiere auf dem Teppich, über diese fremde Mappe, aus der sie quollen. ...

„Wenn ich nicht so früh heimgekommen wäre, dann wären die Papiere fort, mit dem sogenannten Bräka. ... die Dose, die er für unecht erklärte, hat er nicht vergessen, einzustecken. ... Sie ist verschwunden.“

Und er dachte an die entsetzliche Unruhe, die ihn den ganzen Abend im Kasino unter den Kameraden nicht hatte froh werden lassen, an dieses bestimmte Gefühl: Es passiert heute etwas. Deshalb war er früher heimgekommen, als sonst. ...

„Und ich kam gerade zur rechten Zeit. Und du hast mich davon abzuhalten versucht, in dieses Zimmer zu gehen, hast den Mann hier verborgen gehalten, weil du von dem Rettung erhofftest. ... Frauen, Frauen! Wie leichtgläubig ihr doch seid. ... Selbst die erfahrene Bianca konnte sich so täuschen. ... Man sieht nicht mehr, gewiß, es hat niemand Interesse zu erfahren, woher

diese Gentlemen kommen, die auf Reisen die große Rolle spielen, es ist kleinbürgerlich, lächerlich, altmodisch ... gewiß —

„Fedor, Fedor“, schluchzte sie ... „Ich bitte dich, sprich nicht so. Ich hab' uns helfen wollen, ich hab's gebüßt in dieser Stunde, glaub' mir das —“

„Wie soll ich dir glauben, nachdem du mir vorhin erst gesagt —“

Sie hielt ihm mit beiden Händen den Mund zu ... „Fedor ... nichts mehr davon ... Glaub' mir, ich bin geheilt.“

Er sah sie an. „Und hast du mir denn vorhin die Wahrheit gesagt?“

Sie schüttelte den Kopf und beichtete ihm alles ...

Biancas Ratschläge, ihre eilige Fahrt zur Stadt, der Abend im Klub und die Rückfahrt mit Bräka. Wie sie den Schrank öffnete und sie ihm die Papiere gab. Fedor sah sie starr an ...

„Ich fürchtete, du würdest ihn — erschießen ... wenn du ihn fändest ...“

„Du glaubst mir doch, Fedor?“

„Ich muß dir wohl glauben“, sagte er ... „Daß man mit einem wildfremden Menschen in der Nacht nach Hause fährt und ihm seinen Geldschrank öffnet, ihm seinen eigenen Schrank erbrechen hilft, ihm dazu noch das Handwerkszeug beibringt ...“

„Es war Biancas Freund!“

„Bianca hatte ihn kennen gelernt, wie man sich heute auf Reisen trifft, in großen Hotels, unterwegs: man schließt sich an, man fragt ja nicht mehr, woher der andere kommt, das ist überflüssig geworden, das ist alte Welt ...“

„O, Fedor ... wie recht hattest du, mich zu warnen. Wenn ich nur alles ungeschehen machen könnte, ich habe das alles nur geträumt ... Wenn ich wüßte, wer das war, ob er tatsächlich Bräka hieß und ein Ungar war, und woher er kam — und was er trieb —“

„Die Polizei wird ihn schon kennen, keine Angst.“

„Aber dir darf nichts geschehen!“ rief sie.

„Was soll mir geschehen?“ sagte er. „Einen Einbrecher, der mir ans Leben wollte, anzuschließen, ist Notwehr. Ich werde mich verantworten, es wird alles seinen Weg gehen ...“

„Fedor ... Fedor!“ Sie warf sich in seinen Arm ...

„Was weinst du?“ fragte er.

„Weil du lebst ...“

Er küßte ihre Augen, die sich schlossen. Ihre Arme legten sich um seinen Hals, ihr war, als habe sie nach einer wilden Fahrt im Sturm Land gefunden und fühlte wieder Boden unter ihren Füßen.

Da sah sie auf dem Teppich unter einem Sessel am Fenster etwas gleißendes ... es schimmerte grünlich wie Gold. Mit einem Schrei warf sie sich zu Boden ... und ihre Hände hielten die Dose.

„Fedor, Fedor, sieh mal, was ich habe!“

Sie hielt eine goldene Dose hoch, atemlos leuchtend, wirr von Sinnen starrte sie die wiedergefundene goldene Dose an.

„Er hat sie verloren, sie fiel ihm aus der Rocktasche bei der Flucht ... Fedor, sieh doch, wie die Steine funkeln!“

Aber er schwieg. Die grünen Smaragde sprühten ihn kalt und feindlich an. Er sah, daß sie mit Blut besetzt waren ...

„Das Wort der Zigeunerin hat sich erfüllt.“

„Was für ein Wort?“

„Daß sie dem Unglück bringt, der sie nimmt ... Gib sie her, Marga! Ich will sie keinen Tag mehr im Hause haben. Oder glaubst du immer noch nicht, daß sie echt ist?“

Ein Wagen kam in rascher Fahrt die Straße herab und hielt vor dem Gartentor. Ein Klingeln durchschallte das stille Haus.

Fedor reckte sich zusammen, nahm die Schlüssel und ging, die Polizei einzulassen ...

E n d e .

Die Wanderdünen in Südwestafrika.

Von M. Rendenbach.

Die wenig gegliederte Küste von Südwestafrika, deren Länge 1400—1500 Kilometer beträgt, besitzt außer den beiden Naturhäfen, der Lüderiksbucht und der Balfischbai mit der benachbarten offenen Reede von Swakopmund, keinen Hafen, welchen größere Schiffe anlaufen. Es sind zwar noch kleine Buchten vorhanden, die einen besseren Untergrund als Swakopmund bieten, aber sie haben keinen praktischen Wert, da die Natur das kulturfähige Hinterland durch einen breiten Wüstenstreifen, besonders die berühmten Wanderdünen, abgeschlossen hat. Bei Swakopmund bietet das wasserreiche Swakoptal eine bequeme Eingangsporte nach dem grasreichen Damaraland. Gleich nördlich dieses Tales beginnt die wasserlose Hochebene des Kaoko-Feldes, während sich südlich der Balfischbai bis zum Orange der breite Gürtel der Wanderdünen zwischen Küste und Namaland als schwer überbrückbare Wüstenstrecke hinzieht. Nur bei Lüderiksbucht, wo die Dünen auch nicht bis zur See reichen, hat sich infolge starken Anstiegens des Geländes ihre Breite auf etwa 8 Kilometer verringert, so daß sich hier, wenn auch unter mancherlei Hindernissen, ein Verkehr zwischen Binnenland und Küste ermöglichen ließ.

Diese Wanderdünen verdanken ihre Entstehung dem Auftriebwasser des tiefen, mächtigen Benguella-Stromes, der im Laufe der Jahrtausende auf dem flachharten Granitboden diese riesigen Sandmassen abgesetzt hat. Der Benguella-Strom, aus dem Südeismeer, aus der Nähe vom Kap Horn kommend, durchquert den Südatlantik und trifft mit seiner ganzen ungebrochenen Kraft die afrikanische Südwestküste an der Orangemündung. Er folgt, unter Entwicklung einer hochgehenden, schäumenden Brandung, der Küste bis zum Kap Frio (Kaltes Kap) an der Nordgrenze unserer alten Siedlungskolonie, wo er sich westwärts nach dem Busen von Mexiko wendet und auf diesem weiten Weg zwischen den Wendekreisen stark erwärmt, die Hauptmasse zu dem für Europa so wichtigen Golfstrom abgibt.

An der Küste von Südwestafrika hat das flachblaue, äußerst klare Auftriebwasser eine Wärme von nur wenigen Graden über dem Nullpunkt und erreicht nur in abgeschlossenen Einbuchtungen eine Temperatur, welche äußerst abgehärteten Leuten den erfrischenden Genuß eines Seebades erlaubt. Die Stromgeschwindigkeit ist bei Lüderiksbucht größer als die des Rheins, so daß Segelschiffe, welche von Norden kommend, diesen Hafen anlaufen wollen, ihren Kurs außerhalb des Hauptstroms, mehrere hundert Seemeilen von der Küste entfernt, nehmen; in der Höhe der Orangemündung erst beidrehen und unter Benützung des Stromes ihr Ziel zu erreichen suchen. Unbekannt mit diesen Stromverhältnissen hatten die portugiesischen Entdecker auf ihren Fahrten längs der Küste längere Zeit nötig, bis es ihnen gelang, das „Kap der guten Hoffnung“ in ihre Seefarten einzutragen. Sehr gering ist die Verdunstung des kalten Wassers. Sie reicht nur zur Nebelbildung aus, welche an windstillen Tagen dem Seefahrer die Küste mit einem undurchsichtigen Schleier verhüllt. Regenwolken bilden sich in Südafrika nur auf dem Indischen Ozean und gelangen schon im Norden der Kapkolonie nur ausnahmsweise bis zur Westküste des Landes. Daher die große Trockenheit in diesen Küstenstrichen, während die Ostküste mit reichlichen Niederschlägen beglückt ist.

Die großen Wanderdünen, aus feinem, scharfkantigem, rotgelbem Sand bestehend, beginnen am Orange und verlaufen südlich der Balfischbai wieder im Weltmeer. Ihre Breite ist sehr verschieden und überall noch nicht genau festgestellt, da sie allmählich in ruhig liegende, ebenfalls wasserlose Sand- und Riesfelder übergehen; alter Meeresgrund, wie man leicht an den ausgewaschenen Felsen erkennen kann. Bei Lüderiksbucht liegen nur 10 Kilometer der Bahlinie in ihrem Bereich, während sie 100 Kilometer südlich eine Breite von 30 bis 40 Kilometer besitzen und weiter nördlich auf 50 bis 60 Kilometer den felsigen Untergrund bedecken.

Ruhig liegen diese gewaltigen Sandmassen nur an vollständig windstillen Tagen. Erhaben schön ist dann ihr Anblick und das Landschaftsbild keineswegs eintönig und ermüdend. Im Gegenteil. Dem Auge bietet sich beim Fehlen auch der kleinsten Ebene eine ungeahnte Abwechslung und Mannigfaltigkeit von grotesken Formen, so weit der Horizont reicht. Alles überschüttet von dem blendenden Lichte der afrikanischen Sonne. Goldgelb erglänzen die sonnenbestrahlten Flächen und reflektieren in Millionen feiner Kristalle die heißen Strahlen des Tagesgestirns. Scharf abgegrenzte Schattensflächen mischen sich dazwischen in ihren ruhigen gelben und roten Tönen und über das farbenprächtige Bild spannt sich ein vollständig wolkenloses Himmelsgewölbe von einem so reinen Azurblau, wie es sich

der Nordländer nur annähernd ausmalen kann. Wie klein fühlt man sich, wie winzig in diesem schier unermesslichen Sandmeer, das in seiner ehrsüchtigen Größe uns geheimnisvoll anstarrt. Es sind Szenerien, die sich mit den vielbewunderten Saharalandschaften in Ägypten ruhig messen können, wenn man von dem festsamen Anblick der Pyramiden absteht.

Aber wenn tagelang die Südwinde heulen und toben, dann geraten diese Sandberge in Aufruhr, als wollten sie alles mit ihren Massen verschütten. Zunächst setzen kalte Winde ein, die sich, über den glühend heißen Boden hinweg, immer mehr erhitzen und bald von feinen und groben Sandkörnern so durchsetzt sind, daß man mit den schmerzenden Augen keine zehn Schritte weit sehen und in der heißen Atmosphäre nur schwer atmen kann. Der Sturm tobt immer stärker, haushohe Berge sind in kurzer Zeit zusammengestürzt, die engen Sandtäler ausfüllend, und neu heranströmende Massen türmen sich zu neuen Bergen auf. Die Luft wird von dem sich entwidelnden Staube so durchsetzt, daß der Himmel eine gelbe Färbung annimmt und die Sonnenstrahlen nicht mehr durchdringen vermögen. Auf der Windseite steigen die hohen Sandhügel in einem Winkel von 30 bis 40 Grad an, während sie auf der windabwärts gelegten Seite steil, fast senkrecht abfallen. Immer höher bauen sie sich auf, bis sie durch den starken Winddruck und ihr eigenes Übergewicht zusammenstürzen und ihre Massen sich der allgemeinen Wanderung nach Norden anschließen. Nach jedem stärkeren Sturm ist das Landschaftsbild verändert. Ganze Berge und Täler sind verschwunden, so daß es ratlos ist, sich mehr nach dem Stande der Sonne und an Hand eines zuverlässigen Kompasses zu orientieren, als nach dem Aussehen der Gegend. Aber auch dann ist das Durchqueren der Wanderdünen bei Sturm, selbst an ihrer schmalsten Stelle bei Lüderibucht, stets mit Lebensgefahr verbunden, wenn der Wanderer sich nicht fest an die stets offen gehaltene Bahnlinie hält. Schon mancher, vom Sturm überrascht, hat hier ein qualvolles Ende gefunden, wenn er die Himmelsrichtung verlor, von brennendem Durste ermattet sich niederließ oder von den heißen Massen eines plötzlich zusammenbrechenden Sandberges verschüttet wurde. Oft nach Jahren erst, wenn die ihn bedeckenden ruhelosen Massen weitergezogen waren, fand man zufällig seine mumifizierte Leiche. Besonders während des großen Eingeborenenaufstandes, als der alte Baiweg nach Lüderibucht größeren Verkehr hatte und bevor die Bahnlinie mit ihren hohen Telegraphenstangen den Weg bezeichnete, haben die Dünen manches Opfer, auch unter den Bahnarbeitern, gefordert. Ganze Fuhrwerke mit ihrer Bespannung sanken in dem angewichenen Sand ein und fanden ihren Untergang, wenn sie nicht einen windstillen Tag abgewartet hatten.

Bei der Festlegung der Bahntrosse war es gelungen, unter Einlegung starker Steigungen mittels größerer Steinwälle, mit dem Bahnpfaden bald so hoch zu kommen, daß ein Teil der Dünen tiefer liegt und die Gefahr der Verwehung sehr vermindert ist. Große Schuttbauten wurden auf der hauptsächlichsten Windseite angelegt. Zunächst feste Steinmauern und bewegliche Holz- und Weisblechwände, welche die wandernden Sandmassen in Richtung eines tiefer liegenden Geländeschnitts führen sollten. Ganze Dünen wurden zur Verhinderung eines plötzlichen Zusammenbruchs mit schweren Matten abgedeckt, nachdem aus der windabgewandten Seite eine längere Abflachung hergestellt war. Besonders gefährdende Dünen wurden zur schnellen und geregelten Verstärkung durch den Wind festlich angeschnitten oder teilweise abgetragen. Aber trotzdem ist bei jedem Sturm eine Anzahl von Leuten erforderlich, um die Gleise freizuhalten und nachher die vielen Aufräumarbeiten auszuführen. Nur die zähen Kaffern aus der östlichen Kapkolonie, welche an schwere Arbeit, besonders in den Minen von Transvaal, gewöhnt sind, haben sich hier auf die Dauer bewährt, die sonst durchaus nicht ungeschickten Hereros und Hottentotten haben meistens verfaßt, und Europäer können nicht lange aushalten. Eine Festlegung der Dünen durch Bepflanzen ist ausgeschlossen. In dem glühenden Sand gedeiht kein Gewächs und Wasser ist nirgends vorhanden. Nicht einmal in Lüderibucht, wo alles Trinkwasser aus der See durch Kondensierung gewonnen wird. Auch die bedürfnislosesten Wüstenpflanzen, welche sich mit der Feuchtigkeit der fallenden Nebel begnügen, können in dem glühenden Sand keine Wurzeln schlagen.

Die südwestafrikanischen Wanderdünen sind eine vegetationslose Sandwüste, wie man sie ausgesprochen nicht finden kann. Und trotzdem gibt es Menschen, die sie nicht allzu selten durchziehen. Buschmänner, diese auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Wilde, welche tagelang ohne Wasser auskommen, wissen auf ihren ständigen Wanderungen den Weg nach der Küste zu finden. Früher wurde in der Kolonie viel von einem Buschmannsparadies gesprochen. Es sollte dies eine tief in den Dünen liegende

Oase mit ständiger offenem Wasser und reicher Vegetation sein. Bei näherer Erforschung des in Frage kommenden Gebietes hat sich die ganze Erzählung als ein Phantasiegebilde der Hottentotten herausgestellt. Sehr wahrscheinlich handelte es sich um eine Verwechslung mit kleinen Wasserstellen in unmittelbarer Nähe der Küste, wo weither aus dem Binnenlande kommendes Grundwasser an der Oberfläche erscheint. Ein solcher Platz ist z. B. die kleine Anichab-Bucht, nördlich von Lüderibucht, welche, mit Binsen bewachsen, zwischen hohen Dünen und schroffen Felsen eingebettet, nur bei Ebbe vom Strande aus zu erreichen ist.

Nach den vielen Robben und Seevögeln zu urteilen, muß das Meer überall sehr fischreich sein. Auch die so hochgeschätzten Kaplangusten sind zwischen den Klippen recht häufig. Walfische sieht man in unmittelbarer Nähe der Küste hohe Wasserfontainen emporspritzen. Früher müssen sie sehr zahlreich gewesen sein, denn in der Nähe der Diaz-Spitze fand ich den Strand mit den bleichenden Knochen dieser Riesentiere weithin bedeckt. Darunter Rippen, die in Länge und Stärke den Schiffsrücken eines Rheinschiffes gleich kamen.

Stills gehen die Wanderdünen in die ruhig liegenden Sand- und Kiesfelder der „Namiß“ über. Mit ihren Euphorbien, Milch- und Salzbuschen sowie einer ganzen Anzahl bedürfnisloser Wüstenpflanzen, welche aus Felspalten hervorstechen oder stellenweise den steinigten Boden polsterartig überdecken, hat sie ihre besondere Flora. Auch vereinzelte Wasserstellen sind schon anzutreffen. Von Tieren verschiedene Antilopen, Strauße, Schakale, zahlreiche Eidechsen, auch kleine Schlangen. Bald stellen sich auch die ersten Grashügel ein und dort, wo größere Erdschichtigkeit vorhanden, auch Dornbäume und Dornbüsche, welche die sorgende Natur zum Schutze ihres Laubwerks mit harten Stacheln versehen hat. Stets weiter nach Osten wird die Vegetation reicher, bis zur vollen Entwicklung der für Schafzucht so günstigen Steppenflora.

Hygiene und Heilkunde

Die Verbreitung der Tuberkulose in Deutschland. Da es in Deutschland eine allgemeine Anzeigepflicht bei Tuberkulose nicht gibt, kann sich eine Tuberkulosestatistik ausschließlich nur auf die Tuberkulosesterbefälle stützen. Sie ergibt in ihren neuesten bis 1925 vorliegenden und von Frank Kellner in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift vergleichsweise mitgeteilten Zahlen ein erhebliches Absinken der Tuberkulosesterblichkeit in Preußen: auf 10 000 Lebende berechnet 12,2 im Jahre 1924 und 10,9 im Jahre 1925, nachdem sie im Jahre 1923 mit dem Ruhrinfall und der Inflation einen Anstieg bis 15,2 erlitten hatte. Einblende in die Verteilung der Tuberkulosesterbefälle auf die einzelnen Monate ergibt eine Tabelle, nach der nachweislich die meisten Tuberkulosen in den Monaten Februar, März, April und Mai sterben und daß in den Monaten September, Oktober, November die Sterblichkeit am niedrigsten ist. Im Jahre 1923 starben im Deutschen Reich an Tuberkulose über 93 000 Menschen, also durchschnittlich an jedem Tage 254, im Durchschnitt alle 5–6 Minuten ein Mensch. Wenn man die Tuberkulosesterblichkeit der einzelnen Altersklassen in Vergleich setzt zur Summe der anderen Krankheiten, so erkennt man, daß in der Altersklasse von 10–15 Jahren 28 Prozent, in der von 15–30 Jahren 43 Prozent und in der von 30–60 Jahren 19 Prozent aller Todesfälle an Tuberkulose erfolgen. Es ergibt sich aus den Tabellen die zunächst recht sonderbar erscheinende Tatsache, daß die Tuberkulosesterblichkeit am höchsten in dem vorwiegend Agrarwirtschaft treibenden Bayern war, sehr niedrig hingegen in dem vorwiegend industriellen, dichtbevölkerten Sachsen und in Hamburg.

Hygienische Tränen. Tränen sind ein Desinfektionsmittel. Das hat Dr. Alexander Fleming, Arzt am Londoner St. Mary-Krankenhaus, festgestellt. Er hat herausgefunden, daß eine Träne, die man in eine Schale mit Millionen Mikroben bringt, sofort diese Millionen vernichtet. Diese Wirkung der Träne ist auf eine chemische Substanz zurückzuführen, die sie enthält, denn dieser Substanz kann keine Mikrobe Widerstand leisten. Das wunderbarste ist jedoch, daß diese Substanz nie die Kraft verliert, sodaß man beliebig oft immer neue Millionen Mikroben mit derselben Menge töten kann. Dr. Fleming behauptet, daß überall in unserem Körper diese chemische Substanz verbreitet ist, was nach seiner Ansicht die Erklärung für die Tatsache bietet, daß unser Körper sich gegen die Angriffe der zahllosen Legionen von Mikroben zu behaupten imstande ist, die ihn Tag und Nacht von innen und außen bestürmen. Tränen sind also im buchstäblichen Sinne ebenso wohltuend wie im bildlichen Sinn, den man bisher allein im Auge hatte.



Ferien vom Du.

Gedanken in der Reisezeit.

„Wie können wir es einrichten, daß wir alle zusammen verreisen?“ Das ist eine Frage, die teilt in der Reisezeit wieder in vielen Familien erörtert wird und die oft viel Kopfzerbrechen verursacht; denn nach Möglichkeit sucht man eine gemeinsame Reise zustandezubringen. Es richtet sich dann eben ein Teil nach dem anderen, der Mann geht mit in ein Bad, das der Frau verordnet ist, obgleich ihm vielleicht das Gebirge, wo er Höhenluft hätte und nach Verzehenslust wandern könnte, angenehmer und beförmlicher wäre; die ältere Tochter legt ihren Urlaub auf die Schulferien, um mit der ganzen Familie mitgehen zu können, obgleich sie vielleicht dadurch nur kürzere Zeit frei bekommt, als dies in den weniger begehrten Herbstwochen gewesen wäre, die sie eigentlich zu einer Reise nach dem Süden gerne verwenden hätte. Und so bringt jeder Teil gewisse Opfer, Kompromisse werden geschlossen, nur um das gemeinsame Verreisen zu ermöglichen. Geht dies aber wirklich nicht einzurichten, und mußte es etwa geschehen, daß die Mutter mit den schulpflichtigen Kindern jetzt schon verreiste, während der Vater seinen Urlaub aus geschäftlichen Rücksichten erst später nehmen kann, dann scheint vielen die halbe Freude genommen.

Aber im Ernst: ist es wirklich so schlimm, wenn die Familienangehörigen während der Urlaubs- und Ferienwochen einmal getrennte Wege gehen? Wenn die Mutter, der Vater, der erwachsene Sohn oder die erwachsene Tochter selbst ganz allein verreisen müssen? Wer es einmal versucht hat, wird vielleicht zu anderer Überzeugung gekommen sein, wenn er nicht von vornherein das Alleinreisen eben als ein Übel betrachtet und so durch Selbstjagstion nicht die rechte Freude in sich aufkommen läßt. Sonst aber kann gerade das Alleinsein zu einer Bereicherung werden. Gewiß, der Mensch ist ein Wesen, das nach Geselligkeit verlangt. Ganz ohne andere Menschen, ohne die Möglichkeit, mit ihnen Gedankenaustausch zu pflegen, ohne das Gefühl, in einigen wenigstens gleichgestimmte und gleichgesinnte Wesen zu haben, und einen Teil eines Ganzen zu bilden, kann es auf die Dauer niemand aushalten. Etwas anderes aber ist ein vorübergehendes Alleinsein. Man kann wohl sagen, daß von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Menschen dieses von Zeit zu Zeit ebenso wie die Geselligkeit brauchen, sie wissen es nur vielleicht nicht, so lange sie es nicht haben. Wird es ihnen aber einmal zuteil, dann empfinden sie es als kostbaren Schatz, als etwas, das sie im Grunde lange schmerzlich entbehrt haben. Erst jetzt wird es ihnen veranlagt, zu sich selber zu kommen, sich auf sich zu besinnen und damit wieder das richtige Verhältnis zu sich und zur Welt zu gewinnen. Sie lernen es wieder, das Leben wirklich zu leben und nicht von ihm gelebt zu werden.

Vor allem aber wird auch die Einstellung zu den andern Menschen eine andere, dank diesen „Ferien vom Du“. Diese sind wirklich auch einmal sehr nötig, nicht zuletzt, ja, vor allem auch gerade von den Menschen, die einem am nächsten stehen und mit denen man also am meisten zusammen ist. Ja, es ist gewiß nicht zuviel gesagt, daß vielleicht manches Verhältnis von erwachsenen Kindern und Eltern besser, manche Ehe glücklicher wäre, wenn man es sich zur Regel machte, sich in gewissen Zeitabständen vorübergehend voneinander zu trennen. Denn meist ist es ja doch der Alltag, der auch das harmonischste Verhältnis zweier Menschen mit der Zeit zu untergraben fähig ist. Man hat sich wohl noch lieb, das merkt man bei allen ernstesten Anlässen, und doch geschieht es immer häufiger, daß man eine Verstimmung dem anderen gegenüber empfindet, daß einen gewisse Gewohnheiten und Eigenschaften, die er hat, zornig und ärgerlich machen, man oft Worte, die ganz harmlos gemeint waren, als Kränkung hinnimmt und sich nun auch seinerseits zu bösen Worten hinreißt. Und von allen solchen Szenen bleibt eine gewisse Verstimmung zurück und wenn sie sich öfter wiederholen, dann vermögen sie schließlich das ganze, einst so schöne Verhältnis dauernd zu trüben. Man vermag gar nicht mehr so recht das Schöne und Gute, das der Mann einst an der Frau, die Frau am Manne geliebt hat, zu sehen, und hat nur noch das Kleine und Häßliche, das der Alltag offenbart, vor Augen.

Daß dies wieder anders werde, dazu können einem die „Ferien vom Du“ verhelfen. Die Ferne, von der aus man nun das Du schaut, gewährt eine ganz andere Aussicht. Man

merkt plötzlich, daß die Brille des Alltags einen kurzsichtig gemacht hat und alles verkleinert hat. Allmählich wird man der großen Linien und Zusammenhänge wieder gewahr und das Bild des Menschen entsteht wieder vor dem geistigen Auge, wie man ihn einst geliebt hat und wie er im Grunde wirklich ist. Alle die kleinen Kränkungen, die man erfahren hat, werden vergessen, weil man sie verstehen gelernt hat, begreift, daß sie nur einer vorübergehenden, kleinfachen, gereizten Stimmung entsprungen sind und im Grunde gar nicht so schlimm gemeint sein konnten. Man wird aber nun auch aus der Ferne, die den Blick schärft, seiner eigenen „Sünden“ sich bewußt, sieht ein, daß man auch selber gar oft an den unerquicklichen Szenen mit schuld gewesen ist. Und so sammelt man neue Kraft und neue Geduld, um die Schwächen seines Ehepartners zu ertragen, weil man sie eben als Schwächen erkannt hat und darüber sein wahres, besseres Ich nicht übersieht.

Ferien vom Du. Auch aus einem anderen Grunde sind sie dem Menschen von Nutzen. Das wissen wir ja aus Erfahrung, daß alles, was wir immer haben, auch das beste und schönste, einem schließlich irgendwie zur Gewohnheit und damit zum Alltag wird. Und auch daran ist schon so manche Ehe zurunde gegangen, daß in ihr das Verhältnis vom Du und Du zur Selbstverständlichkeit wurde und damit jede Besonderheit und jeden Reiz verlor. Man muß das rechte Fassen lernen, in jeder Beziehung, hat einmal ein feiner Kenner der menschlichen Dinge gesagt und er hat darin sehr recht gehabt. So wie man immer wieder einmal sich den Genuß der guten Speisen vorenthalten muß, um sie wieder als wirklichen Genuß zu empfinden, so muß man auch das Befinden mit geliebten Menschen entbehrt haben, um es wieder richtig schätzen zu lernen. Darum sollte man im Grunde gar nicht betrübt sein, wenn die Ferienzeit einen einmal von den Angehörigen trennt, sondern viel eher freudig einmal in die Einsamkeit gehen, dann wird man es vielleicht erleben, daß nach diesen Ferien vom Du der Alltag, in den man zurückkehrt, einem in Wirklichkeit zum Sonntag wird, nämlich zum Sonntag des Du. Janina Schulz.

Unser Kind reist.

Die Kinder denken an ihre Ferienreise. Ferien sind ja dazu da, daß man sie angenehm verbringt, und wie könnte das besser geschehen, als wenn man der Einladung von Onkel und Tante folgt oder mit den Eltern verreisen darf. So machen die Kleinen ihre Pläne, nehmen zum erstenmal das Kursbuch in die Hand, reisen mit dem Finger auf der Landkarte herum und kommen in eine Stimmung hinein, die nur der hat, der als Kind verreisen durfte.

Für viele wird sich nun die Frage erheben, ob man Kinder allein reisen lassen darf. Nicht alle Väter und Mütter haben gerade dann Zeit, wenn das Kind seine Ferien bekommt. Vielfach läßt es sich ja wohl zusammenlegen, aber wie soll man es nun in den Fällen halten, wo es durchaus unmöglich ist? Hat das Kind unbedingt Luftveränderung nötig, und ist man sich schlüssig geworden, wo es hin soll, dann wird sich auch ein Weg finden, um es an Ort und Stelle zu bringen. Das Kind, das zum erstenmal auf der Bahn allein ist, kann sich einer bekannten Familie oder einer Reisegesellschaft anschließen. Wenn nicht zu oft der Zug gerechelt werden muß, so genügt wohl auch, wenn man dem Schaffner Bescheid sagt. Zudem hat die Bahnstabsmission in größeren Städten ihr Personal auf den Bahnhöfen, durch das die Kinder nach vorheriger schriftlicher Anmeldung von den Zügen abgeholt, in Warteräumen unterhalten und zu dem Anschlusszuge gebracht werden. Die Bahnstabsmission hat etwa 300 Vertrauensadressen in Deutschland. Schließlich ist das Kind von heute ja auch unternehmungslustig und verläßt ganz gern mal das Schürzenband der Mutter auf eigene Faust. Ich bin häufig genug schon mit solchen Kindern zusammen gefahren, die ganz allein eine ziemlich weitläufige Reise zu machen hatten.

Immerhin sollte man doch vorsichtig sein und Kinder nicht unnötig Gefahren aussetzen, denen sie vielleicht nicht gewachsen sind. Mindestens muß das Kind vorher gründlich belehrt werden. Es ist auch ratsam, alle Einzelheiten der Reise zu besprechen. Im übrigen wird man durch eine kleine Anzeigefür eine Familie finden, die dasselbe oder ein ähnliches Reiseziel hat und das Kind mitnimmt. E. F.